

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 63.

Sonntag den 15. März 1903.

18. Jahrgang.

Aus aller Welt.

Der Rächer seiner Ehre. Unter der Auflage, versucht zu haben, seine Ehefrau Cecilia am 27. November vorigen Jahres zu Mülheim a. Rh. vorsätzlich zu tödten, erschien der 35-jährige Tagelöhner und Gasthofsbesitzer Christian Haas, gebürtig aus Arel, wohnhaft zuletzt in Arel, vor dem Schwurgericht in Köln. Die Frau hatte längere Zeit ein ehebrecherisches Verhältnis mit ihrem Koftgänger, dem Gasthofsbesitzer Theodor Brand, jetzt in Arel. Der Angeklagte versuchte mehrfach, seine Frau zur Umkehr zu bewegen, aber sie erklärte, ohne den Brand nicht leben zu können. Von Arel aus schrieb er seiner Ehefrau im vorigen Jahre einen Brief zum Namenstage und erwartete einen Gegenbrief, der aber ausblieb. Dann erfuhr der Angeklagte, daß seine Frau an ihrem Namenstage mit Brand in Köln gewesen war. Diesbezüglich fragte er sie zu Mülheim, wofelbst sie wohnte. Die Frau aber nannte den Mann einen Dummkopf, und als er bemerkte: „Sage das noch einmal!“ wiederholte sie die Worte. Da feuerte der Angeklagte 4 oder 5 Revolverkugeln auf seine Frau ab und traf sie in Kopf und Schulter. Da der Revolver sich in schlechtem Zustande befand, drangen die Kugeln nur bis auf die Knochen, so daß eine tödliche Verletzung nicht eintrat. Die Geschworenen erkannten auf Nichtschuldig, das Gericht erkannte dementsprechend auf Freisprechung und Haftentlassung.

Meinegefallen. Auf einen originellen Akt ist dieser Tage ein Bäckermeister in München hereingefallen. Er hatte sich gegen Abend in eine in der Mitte der Stadt gelegene Wirtschaft begeben und an einem Tisch Platz genommen, an dem einige Leute in lebhaftester Stimmung lagen. Einer von ihnen ließ sich die Speisefarte geben und studierte sie, wobei er äußerte, es thue einem die Wahl weh, was man bei der Menge der verzeichneten Speisen essen solle; am besten sei es, man esse alles, was darauf stehe. Einer der Tischgenossen äußerte, dies sei doch wohl nicht möglich. Auch der Bäckermeister mißte sich ins Gespräch und erbot sich schließlich zur Zahlung der Kosten, wenn der junge Mann das Kunststück fertig bringe. Nachdem der betr. Vortrag auf dem Tisch niedergelegt war, erhob sich der angebliche Eßkünstler und erklärte nochmals klar und bestimmt, er werde alles essen, was auf der Speisefarte sei, und ging dann in die Küche, um seine Bestellung zu machen. Dann nahm er wieder seinen Platz ein und alle waren auf die kommenden Dinge gespannt. Da brachte die Kellnerin auf einem Teller dünne Streifen, die, vereint mit feingehackten Zwiebeln, in Del und Essig angemacht waren und der Eßkünstler begann mit der Vertilgung der Speise. Es war dies, wie sich nun herausstellte, die in dünne Streifen zerhackte Speisefarte, die denn auch vom Besteller unter größtem Gaudium vollständig verzehrt wurde. Der Bäckermeister, der zuerst diesen Antrag der Sache nicht gelten lassen wollte, sah schließlich ein, daß er eben hereingefallen war und opferte den bereit gelegten Betrag, der dann von der ganzen Gesellschaft in Bier umgekehrt wurde.

Das wandelnde Bankhaus. In Frankreich wird jetzt das Automobil zu einem ganz neuen Zweck benutzt. Die „Sparfasse“ schreibt, schickten einige französische Bankiers ihre Motoren in entlegene Landdistrikte, um die Ersparnisse der Bauern abzuholen, da es diesen gewöhnlich nur selten möglich ist, in die Stadt zu kommen. Das Automobil gleicht in der That einer wandelnden Bank, indem es mit Geldfassen, Schreibmaterialien und Geschäftsbüchern ausgerüstet ist, und stets einen Kassierer und einen Commis bei sich führt, welche die Depots sammeln und die Quittungen ausbändigen. In Amerika hat man schon früher den Versuch gemacht, das Geld der Landleute selbst zu holen, allein die Motorkasse ist entschieden etwas Neues.

In einer englischen Kirche bemerkte der Geistliche von der Kanzel aus, daß ein Liebespaar während des Gottesdienstes Zärtlichkeiten austauschte. In gerechter Entrüstung hierüber erklärte er sofort, er werde die beiden jungen Leute namhaft machen, wenn sie nicht nach dem Gottesdienste in der Sakristei erschienen, um Abbitte zu thun, dann fuhr er in seiner Predigt fort, als ob nichts geschehen wäre. Er war aber nicht wenig überrascht, als er nach dem Gottesdienste nicht weniger als sechs Paare an der Thür der Sakristei wartend fand.

Von einem klavier spielenden Fudel berichteten Londoner Blätter. Auf einer Spezialitätenbühne erschien kürzlich als noch nie dagewesenes Wunder ein klavier spielender Fudel, als ob es noch nicht genug klavier spielende Menschen gäbe. Natürlich wurde das begabte Thier von den Zuschauern gewollt angestaut, während es am Instrument saß und demselben richtige zusammenhängende Töne entlockte, bis ein dreister Bengel von der Gallerie herunterrief: „Naro, fah an!“ Das war zu viel für den in dem talentvollen Vierfüßler schlummernden Nimrod. Er verließ schleunigst seinen Sessel und begann zum großen Ergötzen des Publikums, nach den Köhen zu suchen. Das Beste aber war, daß das Klavier auf der Bühne auch ohne den Hund weiter spielte, natürlich auch zum Ergötzen der Zuschauer. Am nächsten Tage war der klavier spielende Hund vom Programm und vom elektrischen Klavier verschwunden.

Ausscheiden eines berühmten Veteranen. Nach einer Dienstzeit von mehr als hundert Jahren scheidet die „Victoria“, das berühmte Schiff, auf dem Nelson seine Todeswunde empfing, aus dem englischen Flottendienst aus. Das vielbesungene Schiff lag im Hafen von Portsmouth und lenkte schon von Weitem durch seine malerische Gestalt die Augen der Fremden auf sich. Es diente als Flaggschiff und Signalschule, und in seinen Räumen mag mancher englische Seemann die Idee in sich aufgenommen haben, daß Albion für immerdar die Weltmeere beherrschen müsse. Es wird gehofft, daß man das schöne Schiff an seinem Platze beläßt. — Das Schiff ist natürlich ein Holzschiff und zwar ein Dreidecker. Es trat am 17. Mai 1765 in den Dienst ein. In seinem Mast flatterte das stolze Signal Nelsons: „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thut“, und unter ihrem Deck sprach der Sterbende, als ihm die Nachricht von dem geglückten Siege gebracht wurde, die Worte: „Gott

sei Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan.“ — Der Scharfschütze, der den englischen Admiral schwer getroffen hatte, traf gleichzeitig England schwer, noch schwerer war aber der Lagenhieb gewesen, den der englische Löwe durch seinen sterbenden Admiral der napoleonischen Weltreichidee versetzte.

Prinzessin Nemes Alla Hanem. Vor kurzem haben wir über den Liebesroman der Schwester des Khedive, der 23-jährigen Prinzessin Nemes Alla Hanem, berichtet, die ihren Gatten, den türkischen Vizekönig Djemil Tassun Pascha, verließ, um einen österreichischen Grafen, den sie während ihres Aufenthaltes in Wien kennen gelernt hatte, zu heiraten. Wie es hieß, traf die Prinzessin mit dem Grafen in Wien zusammen und theilte ihm mit, daß sie bereit sei, zum Katholizismus überzutreten, um ihn heiraten zu können. Es verbreitete sich nun das Gerücht, daß der Sultan den Vizekönig am Wiener Hof beauftragt habe, die Intervention des Wiener Hofes anzurufen, damit der Uebertreter der ägyptischen Prinzessin zum Katholizismus und ihre Heirat mit dem österreichischen Grafen verhindert werde. Von kompetenter Seite erfährt das Wiener „Ftbl.“ zu der Affaire: Der türkische Vizekönig hat keinen Auftrag erhalten, beim Wiener Hofe zu intervenieren. Der Liebesroman der Prinzessin Nemes Alla Hanem ist nichts als eine Privatangelegenheit und es liegt gar kein Anlaß vor, in diese einzugreifen. Anfangs Januar reiste die Prinzessin mit ihrem Kinde und einer englischen Erzieherin nach Kairo, zwei Wochen später trat Prinz Djemil Tassun, welcher der türkischen Vizekönig am Wiener Hofe als Vizekönig zugeordnet ist, seinen Urlaub an und folgte seiner Gattin nach Kairo. Was dort zwischen dem Prinzen und der Prinzessin vorging, ist nicht bekannt. Ebenfalls wenig weiß man, wo sich die Prinzessin zur Zeit aufhält, ebensowenig, ob sie zum Katholizismus übergetreten will oder schon übergetreten ist, ob sie einen österreichischen Grafen heiraten will oder schon geheiratet hat. Da es sich einzig und allein um eine Privatangelegenheit handelt, sah sich die türkische Vizekönig nicht veranlaßt, Erkundigungen einzuziehen. Und es ist auch von seiner Seite irgend ein Auftrag, in dieser Privataffäre zu intervenieren, erfolgt.

Zu der Affäre der Gräfin Avelski sind zwei neue Verhaftungen von der Gerichtsbehörde in Problewo, der Heimath der verhafteten Gräfin vorgenommen worden. — Die Gebarmme Ossowska und die Kammerfrau der Gräfin, Frau Chmalkowska wurden unter dem Verdacht festgenommen, in dem im März 1901 in Polen stattgehabten Civil-Prozess wegen Anerkennung der Legitimität des in Frage stehenden Sohnes der Gräfin eines gewissen Meineids sich schuldig gemacht zu haben. Die verhafteten Frauen sind in Berlin eingeliefert worden. Gegen zwei andere Zeugen aus dem polnischen Prozess sind ebenfalls Verhaftungs-Momente wegen ihrer damaligen Aussagen angetaucht.

Patente etc. erwirkt
Ernst Franke, Civ.-Ing.,
Bahnhofstr. 16

Bayerische Actien-Bierbrauerei, Aschaffenburg.

Einem geehrten **Geschäfts- und Privatpublikum** von Wiesbaden und Umgegend machen wir hiermit die ergebene Anzeige, dass wir am **Montag, den 16. d. Mts.,** in

Wiesbaden, Yorkstrasse No. 14,

eine eigene Niederlage für Fass- und Flaschenbier eröffnen.

Wir empfehlen unsere **vorzüglichen, bestgepflegten**

echt bayerischen Biere

zu folgenden Preisen:

helles Märzenbier à Kasten von 20 Flaschen Mk. 2.50 frei Haus,
dunkles Versandtbier à " " 20 " " 2.50 " "
in Gebinden von 20 Liter aufwärts à Ltr. 21 Pfg.

— ♦ Flaschen und Gebinde leihweise! ♦ —

Wiederverkäufer erhalten Rabatt!

Die Anlieferung des Bieres erfolgt durch unsere eigenen Geschirre und Personal und ist letzteres angewiesen, Bestellungen auch direkt anzunehmen und für deren pünktlichste Ausführung zu sorgen.

Hochachtungsvoll

Bayerische Actien-Bierbrauerei, Aschaffenburg.



Nr. 63

(2. Beilage.)

Sonntag, den 15. März.

1903

Verjährt.

Roman von Eibert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

Wie ein Alb fiel es plötzlich auf ihn, als Herr Neumann ihn verlassen hatte, wie Angst kam es über ihn. „So laufe doch wieder hinaus, Geoffrey, wenn Du Angst vor den Spukgeistern hast, Dich hält ja nichts zurück, Du brauchst das alte Haus ja nicht zu besuchen, wenn Du es zum Abbruch kaufen willst.“ Aber geheimnißvolle Fäden zogen ihn vorwärts, geheimnißvoll öffnete sich eine Thür, und Mister Grant stand plötzlich in einem großen Raum, düster und kahl, dürftig ausgestattet, unwohnlich.

O, wie schön und behaglich war es nicht in diesen vier Wänden, als Claus Kramers hier noch sein Comptoir hatte! Hier rollten die Tausende. Glänzende Geschäfte wurden hier abgeschlossen, und ganz Lenzheim staunte bewundernd, wenn es vom dem hörte, was hier vorging. Aber Lenzheim wußte auch nicht, welche Sorgen hier den glücklichen, beneideten Claus packten und ihm den Hals zuschnürten. Lenzheim ahnte nicht, was hier Nachts geschah, wenn die Fenster dicht verschlossen waren und noch lange nach Mitternacht die Gaslampe über dem Pult durch die Vorhänge hindurch einen schwachen, unsicheren Strahl nach der Straße hinaus warf; wenn er einzelne Worte künstlich auf weißem Papier malte und dann oft das Blatt ärgerlich in tausend Fäden zerriß, bis die Malerei endlich so war, daß sie seinen Beifall fand, Lenzheim ahnte nicht, wie der schöne Claus hier in finsterner Nacht saß und mit dem Revolver spielte und mit sich nicht einig werden konnte, ob er ihn gegen die rechte Schläfe oder aufs Herz setzen sollte; und Lenzheim schlummerte ruhig, als der ruheloze Claus das letzte Geld, das er hatte zusammenzupacken konnte, zu sich steckte, bei Nacht und Nebel, in seinen langen Mantel gehüllt, das Comptoir verließ, geräuschlos die verschwiegene Hinterpforte öffnete und durch dunkle, menschenleere Gassen davoneilte, als peitschten böse Geister hinter ihm her.

Hinaus aus dem Comptoir, Geoffrey Grant! Was geht Dich Claus Kramers Comptoir an! Die Lust ist so dick darin, daß einem der Athem vergeht — hinaus, hinaus!

Die Treppe stieg er hinauf. Er wollte wohl leise gehen, aber die alten, ausgetretenen Stufen knarrten unter seinem Fuß und die Brüstung wackelte und hielt kaum noch fest. Früher knarrte die Treppe nicht — ja freilich, da lag ein widerläufiger darüber, in dem der Fuß versank. Das waren auch andere Zeiten! Damals standen schöne Palisandermöbel in der großen Stube, deren Thür aufsprang, ohne daß Mister Grant gemerkt daß er die Klinke berührte. Von einem schönen Parkettfußboden sah er noch traurige, zerstampfte Reste. An den Wänden hingen einst Oelbilder in Goldrahmen, und dazwischen glänzten die fünfarmigen Candelaber mit den Kristallprismen, silberne Aufsätze standen auf den Tischen, und allerlei Figuren von Meißner und chinesischem Porzellan, große Majolikatrübe, alte Humper und Becker von Zinn schmückten Etagères und Wandborte. Durch eine Thür hindurch schaute er in ein kleines Zimmer. Indische Shawls waren einst darüber gebreitet, und drinnen am Fenster, erhob sich ein Hochsitz, mit einer Barrière abgeschlossen, von großen Blattpflanzen umrahmt, und auf dem

Hochsitz thronte eine junge, schöne, glückliche Frau und schaute mit leuchtenden Augen hinab auf den zweijährigen Knaben, der zu ihren Füßen spielte. —

Hinweg, Geoffrey Grant, hinweg aus diesen Räumen! Was geht Dich Claus Kramers Haus an und das, was einst darin gewesen? Da stand plötzlich ein altes Weib hinter ihm, Fäden, die ein Kleid vorstellen sollten, hingen um sie herum, graue Haarsträhnen fielen unter einer unsauberen Haube vom Kopf herunter, das Gesicht war verwittert, ihre Wangen eingefallen. Nur ein paar schwarze, leuchtende Augen ließen die Möglichkeit ahnen, daß diese alte Heze einmal jung und schön gewesen.

„Sie sind wohl der reiche Herr, der das Haus kaufen will,“ redete sie ihn an und machte einen tiefen Knix. „Ich darf hier doch wohl wohnen bleiben?“

„Wer sind Sie?“ fuhr er sie barsch an.

„Ich bin die alte Doris“, entgegnete sie, immer noch knixend, „ich wohne hier schon zehn Jahre in einer kleinen Stube, die keiner bewohnen will, weil's drin spukt. Aber ich fürchte mich nicht. Es ist ja mein alter Freund Claus, der Mitternachts hier umgeht, ich hab' ihn gekannt, und immer, wenn er an meinem Bette vorübergeht, beugt er sich zu mir herab und gibt mir einen Kuß — o, wie der brennt! „Dorchen“ nannte er mich früher, wenn er mich besuchte. Ach, Claus war ein schöner Mann, ein freigebiger Mann, ein vornehmer Mann — ich habe es sehr gut bei ihm gehabt.“

„Warum hat Sie Ihren Freund Claus denn nicht geheirathet?“ fuhr es dem Amerikaner barsch heraus.

Laut lachte die alte Doris auf, und das Lachen ihres zahnlosen Mundes klang unheimlich. „Heirathen?“ sagte sie dann. „Wenn er alle die hätte heirathen sollen, die er geliebt — wie der lachte sie gräßlich — „der Claus hatte ein weites Herz und eine Frau auch.“

„Hat Sie Kinder?“ fragte Mister Grant.

„Eine Tochter hatte ich, schön, wunderschön“, antwortete sie. „Sah gerade so aus wie ihr Vater Claus.“

„Wo ist sie?“ fragte Mister Grant weiter. Er begriff nicht, warum er ein so großes Interesse für die Personalien der alten Doris hatte.

„Was weiß ich's!“ höhnte sie. „Verdorben wie ich — vielleicht hinterm Zaun verreckt.“

Da war der fremde Herr auch schon weg. Doris sah ihn noch die letzten Stufen der Treppe hinunter eilen, und als sie ans Fenster trat, um ihre Hand zu befehen, die er berührt hatte, fand sie ein Goldstück darin, wie sie es noch nie besessen. „Zwanzig Mark“, mit Mühe und Noth entzifferte sie die Zeichen, und als sie hinauschaute, sah sie, wie der Fremde die Straße zum Markt hinauf eilte. Hätte sie sich in dieser Betrachtung etwas mehr Zeit gelassen, so hätte sie von ihrem Fenster aus gerade sehen können, wie er eiligst in das Haus des Mathsapothekers Bahlmann trat. Aber sie hatte Besseres zu thun als ihm nachzuschauen, sie lief zu den übrigen Miethseinswohnern und verfindete ihnen, welch ein Glück ihr zu theil geworden.

8. Capitel.

Die Honoratioren von Lenzheim hatten sich wieder um den Stammtisch des „goldenen Adlers“ versammelt. Es waren heute ihrer mehr als gestern Abend; denn es hatte sich herumgesprochen, daß der reiche Amerikaner mit den Lenzheimern zusammen seinen Abendschoppen getrunken hatte, und nun wollte möglichst jeder, der die Berechtigung hatte, am Stammtisch zu sitzen, den Vorzug genießen, auch seinerseits die interessante Bekanntschaft zu machen, mit dem mehrfachen Millionär, dem berühmten Reisenden einen Händedruck zu tauschen.

Dieser Gedanke hatte freilich den Bürgermeister nicht in den „Goldenen Adler“ geführt. An einem bestimmten Abend in der Woche erschien er regelmäßig am Stammtisch und unterhielt sich mit den gerade Anwesenden in ungezwungenster Weise über alles Mögliche, was des Besprechens werth war. Er liebte es auch, bei solchen Gelegenheiten neue Ideen, die ihn beschäftigten, ins Publikum zu lanciren und in weiteren Kreisen Stimmung dafür zu machen, und immer, wenn er kam, war er der Mittelpunkt der Stammtisch-Gesellschaft und gab den Ton an.

Auch heute Abend war er wieder, das war nicht zu verkennen, die Hauptperson, aber doch konnte es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß eine gewisse unruhige Spannung über dem Stammtisch lag. Man hörte dem Bürgermeister wohl zu wie sonst, dann und wann unterbrochen auch verständnisinnige Ahs und Ohs seine Worte, hier und da lachte man auch, wenn man das Gefühl hatte, daß einmal gelacht werden müßte. Aber es war doch nicht so wie sonst. So oft die Thüre der Gaststube sich öffnete, drehte jeder, wie auf Commando, seinen Kopf dorthin, um ihn enttäuscht schleunigst wieder dem Bürgermeister zuzuwenden. Den Helben des Tages, den Amerikaner, erwartete man sehnlichst; jedesmal, wenn nie Thüre aufging, hoffte man ihn eintreten zu sehen, aber er kam immer noch nicht, und der Wirth, den man ungeduldig nach ihm fragte, erzählte, Herr Grant habe heute sein Mittagessen sehr spät auf seinem Zimmer eingenommen, seitdem arbeite und schreibe er und habe befohlen, daß ihn Niemand stören solle; nur der Herr Rathsapotheker habe ihn besucht und sehr lange mit ihm conferirt. Wenn es die Herren interessire, fügte er noch hinzu, könne er ihnen auch mittheilen, was Herr Grant heute gespeist; er habe stets einen ausgezeichneten Appetit; freilich werde ja auch im „Goldenen Adler“, wie bekannt, vorzüglich gekocht, und Herr Grant spreche jedesmal seine besondere Zufriedenheit aus. Heute habe er eine sehr schöne Boullion a la jardiniere genossen, darauf Blumensohl mit Hammelrippchen, dann eine Forelle, blau, eine süße Speise, creme russe, und zum Schluß ein Mezer Huhn mit Salat und Compott, endlich natürlich noch Butter und Käse sowie Früchte, alles vom Schönsten, dazu habe er zwei Flaschen Champagner getrunken, natürlich Beuve-Cluquot, die Flasche zu zehn Emchen.

Die Herren vom Stammtisch rissen den Mund auf, als der rebellige Wirth ihnen diese Gerichte einzeln in angemessenen Pausen gleichsam in effigie servirte, und aßen im Gedanken jeden Gang mit. Sie hatten noch nicht alles verbaut, als sich die Thür öffnete und mit gewichtigem Schritt der Herr Rathsapotheker eintrat. Er bot den Anwesenden die Zeit, nahm schweigend seinen Platz ein, bestellte einen Krug Bier und sprach kein Wort; aber um seine Lippen spielte dann und wann ein gewisses Schmunzeln, als wenn er sich auf eine Rede präparire und ihm dabei gerade ein Witz einfiele, den er darin anzubringen gedächte. Sein Gesicht strahlte vor innerer Zufriedenheit, und als der erste Krug in wenig Zügen geleert war und nun zum zweiten Mal gefüllt vor ihm stand, war es nicht zu bezweifeln, daß der Herr Rathsapotheker innig vergnügt und heiter, glücklich war.

„Was sagen Sie nun, Herr Doktor Maynz?“ redete er plötzlich sein Gegenüber an. „Sie meinten doch gestern Abend, es wäre sehr beklagenswerth, wenn das Spukhaus fiele. Ich war anderer Ansicht, und kann Ihnen und den übrigen Herren im Vertrauen mittheilen: es fällt!“

Tiefe Stille trat am Stammtisch ein. Das war eine Ueberraschung. Das Kramerische Haus sollte von der Bildfläche verschwinden? Man mußte sich erst langsam an den Gedanken gewöhnen.

„Das bedaure ich in mancher Beziehung“, nahm endlich der Bürgermeister das Wort. „Das Haus ist ja in sehr schlechtem Zustand, und ich verkenne auch nicht, daß es trübe Erinnerungen erweckt. Ich hatte immer gehofft, es fände sich einmal die Möglichkeit, es wieder in einen angemesseneren Zustand zu bringen und so das stimmungsvolle Bild zu erhalten, das die enge Gasse mit dem Marktplatz zusammen gewährt. Mit dem Kramerischen Hause fällt ein ganzes Stück Alt-Lenzheim.“

„Das ist kein Unglück“, entgegnete der Postdirektor Starnberg. „Die moderne Zeit, die der Verkehr beherrscht, das Zeit-

alter de Dampfes und der Electricität gestatten es nicht, sich an alte Eindrücke festzuklammern. Leben und Bewegung ist heute alles — alles ist in Fluß, stabile Verhältnisse gibt es nicht mehr — warum will man so alte und im Grunde recht unschöne Zeugen alter Zeiten und Zustände bereuigen?“

„Das wäre wohl etwas Schönes, Herr Postdirektor“, fiel ihm Doktor Maynz spöttisch in die Rede, „wenn an Stelle des interessanten alten Hauses so ein moderner, nüchterner Postbau entstände, wenn aus jedem Fenster ein Posteleve herausguckte und die jungen Mädchen, die vorübergehen, mit seinem Kniesfer fixirte, und aus allen Räumen das einsörmige Geräusch des Abstempeins der Briefe erklänge.“

„Ich danke Ihnen für diese Anregung, Herr Oberlehrer“, erwiderte spitz, aber sehr verbindlich der Postdirektor Starnberg. „Es scheint mir ein sehr guter Gedanke, des Beherzigens werth, was Sie da in Ihrem Unmuth herausstoßen. Witten in das Alte hinein ein moderner Postpalast gesetzt — o meine Herren, Sie werden staunen, wie schön das wird.“

„Und sehr bequem wäre es auch“, meinte der Kaufmann Grimmer, „wenn das Postgebäude dicht am Markt mitten in der Stadt läge.“

„Ich freue mich“, sagte der Rathsapotheker Bahlmann schmunzelnd, „daß ich den Herren eine Ruß zu knaden gegeben habe.“

„Ich muß allerdings bekennen, Herr Rathsapotheker“, erklärte salbungsvoll der Landgerichtsrath Trope, „daß Sie durch Ihre Worte einen Sturm verschiedenster Empfindungen und Gefühle in uns aufgeregt haben.“

„Einen Sturm im Wasserglase, hihhi!“ lachte der kleine budelige Stadtsekretär Frische; mit seinem hohen Füstelton lieferte er einen charakteristischen Gegensatz zu dem sonoren, fetten, selbstgefälligen Bariton des Herrn Landgerichtsraths. Er war ein sehr gescheiter Mann, überaus tüchtig und brauchbar, für alle Welt unentbehrlich und so sah man es ihm nach, wenn er dann und wann mit einer kleinen Sottisse in den Stammtisch hineinfuhr.

Als er nun so harmlos fröhlich mit seiner Füstel losmederte, lachte alles mit, und dem pathetischen Herrn Landgerichtsrath, der sich durch seine vier Worte zunächst ein wenig unangenehm berührt fühlte, blieb nichts übrig, als mitzulachen und dem lustigen Stadtsekretär zuzutrinken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Werbung.

Von R. Fern.

(Nachdruck verboten.)

„Quise!“

„Gnädiges Fräulein!“

„Aber so kommen Sie doch! Hören Sie denn nicht, daß ich Sie seit einer halben Stunde rufe und rufe?“

Das Stubenmädchen, welches ohnehin verwundert genug sein mochte, daß ihre junge Herrin so früh aufgewacht, erschien an der Schwelle des kleinen Schlafzimmers und blieb mit halbgeöffnetem Munde erstaunt stehen. Nein, das hatte sie denn doch noch nicht erlebt. In der Mitte des ziemlich engen Raumes stand Fräulein Lizzi, ein zierliches, ungemein feines, biegsames Geschöpf, und klebete sich selbst an. Kein Wunder, daß sie sich ein wenig ungeschickt dabei benahm — war es doch in ihrem Leben vielleicht das erste Mal, daß sie es tat.

„Quise, sehen Sie, ich werde gar nicht fertig heute, o, ich bin eine ungeschickte, dumme Person!“

„Aber gnädiges Fräulein!“

„Helfen Sie mir doch, Quise, was stehen Sie denn da und schauen mich an?“

Es klang ungeduldig und weinerlich.

„Aber, gnädiges Fräulein, es ist erst sieben Uhr.“

„Ja, ja, sieben Uhr, das macht nichts, gar nichts. Sehen Sie nicht, ich konnte nicht mehr schlafen, und es läßt mir keine Ruhe mehr. Quischen, nicht wahr, Sie sagen Papa nichts davon, daß ich so zeitig aufgestanden bin, was?“

Quise versprach dies aufs feierlichste. Sie konnte sie zwar durchaus nicht denken, was Fräulein Lizzi veranlaßt haben mochte, schon um diese Stunde das Bett zu

verlassen, dieselbe Pizzi, welche sonst unwirsch wurde, wenn man um neun Uhr eine leise Anspielung machte, daß es Zeit sei, das Frühstück einzunehmen. Möglich auch, daß Fräulein Pizzi dem Stubenmädchen gar keine Zeit zum Denken übrig ließ, denn während sie von den flinken Händen der Jose frisiert und angekleidet wurde, plauderte sie in einemfort, lustig und lachend, dabei aber mit einer gewissen Geheimtueri. In dem Lachen lag etwas Hastiges, Unruhiges, Aengstliches. Ihre Wangen glühten, und die großen blauen Kinderaugen leuchteten. Sie war an diesem Tage schöner als je.

Es war noch nicht acht Uhr, als sie in vollem Staate vor dem großen Spiegel im Speisezimmer stand und sich lange und aufmerksam betrachtete. Sie schien mit ihrer Prüfung ausnehmend zufrieden zu sein, denn sie lächelte und nickte sich freundlich zu. Dann versuchte sie, ein sehr ernstes und würdevolles Gesicht zu machen, aber bei dieser Gelegenheit zeigte sich in ihrem Kinn ein reizendes Grübchen, das sie heiter und versöhnlich stimmte.

Es war in der Tat merkwürdig, was Pizzi heute trieb. Sie war wie umgewandelt. Ihre Stimmung, die eben die vergnügteste schien, schlug im nächsten Augenblicke um: sie wurde unruhig und zerstreut, sie machte eine finstere Miene und begann zu weinen; bald drückte sie ihre Stirn an die Fensterscheiben, wobei sich das Vöckchengewirr verschob, und blickte gespannt auf die Straße, bald ließ sie ins Vorzimmer, öffnete das Guckfensterchen in der Thür und schaute einen Moment lang auf die Stiege hinaus. Jede Weile fragte sie die Jose, wie spät es denn sei und ob es heute garnicht zehn Uhr werden wolle. Dann forschte sie nach Papas Laune und behauptete, sie wäre das unglücklichste Wesen auf Gottes Erde und sie wolle, sie wäre tot. Luise hatte ihre Reugierde siegreich überwunden, als sie aber ihre Herrin so unruhig und ungeduldig hin und her laufen sah, faßte sie sich endlich ein Herz und fragte nach der Ursache dieser unerklärlichen Aufregungen.

Pizzi sah das Mädchen zuerst mit einem strafenden Blick an, dann mit einem langen, prüfenden, und da Luise ein sehr harmloses Gesicht zeigte, rief sie sie zu sich heran und sagte ganz leise:

„Wissen Sie, Luise — er kommt heute zu Papa.“

Die Jose verstand rascher, als Pizzi erwartet hatte.

„Der Herr, der dort immer an der Ecke stand und zu unseren Fenstern hinaussah, der Braune?“ fragte sie verschmigt.

„Ja.“ — Pizzi war im höchsten Grade überrascht und wurde feuerrot — „ja, haben Sie denn das bemerkt, ich dachte — na, jetzt ist's alles eins. Wissen Sie, Luise, wie er heißt? — Artur! Ein hübscher Name! Nicht wahr? Und wir lieben uns schon volle sechs Monate. Er ist so gut, so lieb, so herrlich, ein ganzer Mann. Und heute kommt er zu Papa.“

Luise zwinkerte mit den Augen. „Und der gnädige Herr,“ fragte sie, „weiß er schon etwas davon?“

„Pst,“ machte Pizzi, „nichts sagen, das wird eine Ueberraschung! O, wie ich zittere, wie ich zittere —“

Die arme siebzehnjährige Pizzi zitterte in der Tat. Wer konnte wissen, was Papa zu der hinter seinem Rücken begonnenen Liebschaft mit dem jungen Statthalterzibeamten sagen würde, zu den Rendezvous, die sie alltäglich mit dem etwas schüchternen Bruder ihrer besten Freundin, Artur v. Mosbach, gehabt und überhaupt zu all den unbesonnenen Streichen, die sie seit Monaten verübt. Mußte sie nicht täglich eine andere Lüge ersinnen, um zur bestimmten Stunde ausgehen zu können? Mußte sie nicht — du lieber Gott, wie oft hat sie den lieben, alten, vertrauensseligen Hofrat, ihren Papa, getäuscht und betrogen! Das fällt ihr jetzt schwer auf das schuldbewusste Herz. Wenn Artur wenigstens schon da wäre, denkt sie, und wenn er vor Papa nicht so stumm und verschüchtert dastände, wie vor ihr. Und er hat doch einen Bart wie ein Mann und dabei fürchtet er sich doch wie ein Kind. Wahrhaftig, er wird noch immer glühendrot im Gesicht, wenn er ihr begegnet.

Sie blickt auf die Uhr, und je mehr sich der Zeiger der verhängnisvollen Stunde nähert, desto aufgeregter wird Pizzi. Wenn er am Ende garnicht käme! Wenn er sich's anders überlegt hätte! Sie hat ihm vielleicht zuviel von Papas Strenge erzählt. Und diese Schande vor dem Mädchen, wenn er nicht Wort hielte. Das ganze Haus würde noch im Laufe des Tages darum wissen. — Sie

horcht, ob kein Mannerschritt auf der Treppe vernehmbar ist, dann lauscht sie an der Thür von Papas Arbeitszimmer, ob der alte Herr schon darin sei.

„Wenn Papa ihn auslacht oder grob wird,“ murmelt sie, während ihre Zähne fröstelnd aufeinander schlagen, „o das würde ich nicht überleben —“

Sie versinkt in tiefes Sinnen, indem sie sich klar zu machen sucht, in welchem Grade sie unglücklich wäre und was sie tun möchte, wenn Papa Einwendungen erheben würde. . . . Dabei verfinstert sich ihr Gesicht. Aus diesen trüben Gedanken reißt sie das schrille Klingeln der elektrischen Glocke. Rasch eilt sie hinaus und öffnet die Thür. Es ist Artur. Er sieht ein wenig bleich aus, seine Lippen umspielt ein leises, halb ängstliches Lächeln, seine Nasenflügel zittern ein wenig, sonst macht er in seiner Uniform den Eindruck eines stattlichen, eleganten Mannes, trägt einen braunen, wohlgepflegten Bart und besitzt ausdrucksvolle Gesichtszüge.

„Artur,“ flüstert sie, „hast du große Angst? Nur Mut. Das imponiert Papa, nur nicht zaghaft! Um Gottes Willen, da ist schon wieder deine Halsbinde verschoben, und ich habe dir doch ausdrücklich gesagt, daß Papa sehr genau ist in solchen Dingen.“

Mit bebenden Händen rückt das kleine Geschöpf dem großen Manne das Toilettesäckchen zurecht und schiebt ihn zur Thür, welche in das Zimmer ihres Vaters führt. Im letzten Augenblicke ergreift sie noch den Daumen seiner rechten Hand und drückt ihn fest. „Viel Glück!“ flüstert sie.

„Herein!“ ruft im Zimmer eine mißvergnügte, brummige Stimme. Artur glättet noch rasch den Uniformrock, dann öffnet er die Thür und tritt mit festen Schritten ein.

Pizzi steht und wartet. Die Hände hat sie an das laut pochende Herz gedrückt. Sie strengt ihr Ohr an, aber es sind nur einzelne Laute, die sie verstehen kann. Offenbar spricht Artur so leise, wie gewöhnlich. Es wird ihr schwül und ängstlich zu Mute. Wenn sie nur wüßte, was Papa für ein Gesicht macht.

Blöcklich hat sie sich gebückt und das Auge an das Schlüsselloch gelegt.

Papa steht vor Artur und mißt ihn mit strengem Blick von oben bis unten. Artur spricht, sie sieht es an seinen Bewegungen, aber der Ton seiner Worte bringt nicht bis zu ihr. Jetzt muß er aufgehört haben, denn über seine Lüge fliegt wie ein Sonnenstrahl ein Lächeln.

„Herr v. Mosbach,“ sagte er laut, „Ihr Vater war mein bester Freund und Kollege. Sie sehen ihm ähnlich. Wie alt sind Sie?“

Und wieder macht er ein bitterböses Gesicht, daß sich der kleinen Dauscherin das Herz krampfhaft zusammenzieht.

„Neunundzwanzig, Herr Hofrat!“ antwortete Artur. Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Nehmen Sie eine Frau ernähren? Eine Frau wie Pizzi? Wissen Sie, daß dieses Kind große Ansprüche an das Leben stellt? Daß es das verwöhnteste, übermüthigste kleine Geschöpf auf Gottes Erde ist?“

„O,“ sagt Artur. Mehr kann Pizzi nicht hören. Aber sie kann auch nicht sehen, denn große Tränen sind ihr in die Augen getreten und sie beginnt, leidenschaftlich aber still vor sich hinzuweinen. Nein, daß Papa so schlecht von ihr denkt, das hätte sie nie gedacht. Und daß er das gerade Artur sagen muß. Und Papa kennt sie ja garnicht; er weiß nicht, daß sie bereits entschlossen war, jeden Lügen aufzugeben und sich mit einer kleinen, verheiratheten Wohnung zu begnügen, wenn sie Arturs Frau sein dürfte.

Jetzt hört sie Papa laut und gemächlich auflachen. „Na, lieber Mosbach,“ sagt er, „wenn Sie sich's schon in den Kopf gesetzt haben, meinethwegen, aber fragen Sie gefälligst bei Pizzi nach.“

In diesem Augenblicke liegt Pizzi schon am Halse ihres Vaters, küßt seinen Mund, seine Hände, seine Augen und vergießt ein paar Tränen, um dann zu lachen.

„Wetterhege,“ fährt sie der alte Herr an, „hast du an der Thür gehorcht?“

Pizzi versucht das einstudierte würdevolle Gesicht zu machen, da zeigt sich das Grübchen in dem schön gerundeten Kinn.

Ja, wer konnte da noch ernst bleiben? Der Herr Hofrat lacht, Pizzi aber birgt ihr strahlendes Gesicht an der Brust ihres Bräutigams, der seine Lippen leise auf ihre Haar drückt.

PATENT Bureau
Louis Gölle
Wiesbaden
Rheinstr. 26
Telef. 2919
Ausl. Patente
Gebrauchs-
muster
Kunststoffe
Pat. Verh. u. f.
Ausf. u. f.
Progr. u. f.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Von der Schmiere.



Direktor (zu einem Schauspieler, der Vorschuß verlangt): „Jetzt kommen Sie auch noch, drei waren schon hier, wenn das so weiter geht, ist ein Taler alle, man weiß nicht wie!“

Verschiedene Tränen.

A.: „Ihre Frau weint ja so oft?“
B.: „Die weint überhaupt immer. Schläge ich ihr eine Bitte ab, dann weint sie Schmerzenstränen; erfülle ich ihr einen Wunsch, dann weint sie Freudentränen.“

++ Kritik. ++



„Hat's gut geschmeckt?“
„Ich danke meinem Schöpfer, daß er uns Menschen nicht als Wiederkäufer geschaffen.“



Gedankensplitter.

Es giebt Gelehrte, welche der Frau im Gegensatz zum Manne folgerichtiges Denken absprecken. Sehr mit Unrecht, denn gerade die Frau denkt: „Folge richtig!“, sobald nur ein Mann ihr nahe tritt.

Wie eng nebeneinander Poesie und Prosa liegen, sieht man oft am deutlichsten in einem Selbsterladen.

Er hat recht.



Schaffner: „Ja, Donnerwetter, ich hab' Ihnen doch gesagt, Sie sollen vorn aufsteigen!“
Bauer (der um den ganzen Wagen herumgelaufen und schließlich doch wieder nach hinten gekommen): „Ja, seitdem Ges loa Noos mehr vorm Wagen haabt, weiß ma net mehr, woas hint und woas vorn is!“

Sein Jammer.



„Zehnmal hat mir schon meine Alte gedroht, wenn ich noch einmal einen Rausch habe, ließ sie sich scheiden. — Glauben S', sie hält' Wort gehalten?“

Sentenz.

Den Stürmen zum Trutz,
Wie ein Kind in der Mutter Schoß,
Findet der Mensch im Hafen Schutz.

Doch, o wehe!
Im Hafen der Ehe
Gehen oft erst recht die Stürme los.

Selbstgefühl.

Kommerzienrat: „Du weißt wohl gar nicht, daß heute Euer Hochzeitstag ist?“
Leutnant: „So? Na, dann gratuliere ich Dir, Schwiegervater.“

Spruch.

Die Dugenscheiben sind die Frau'n,
Nicht zu durchschau'n;
Allein sie lassen
Sich nicht in Blei,
Sondern nur in Gold fassen.

Druckfehler.

Junge Witwe, Inhaberin einer flottgehenden Bäckerei, wünscht sich mit einem gelerntem Bäcker zu vermählen.

Na ja!

„Warum speisen denn Herr Leutnant im Wirtshaus?“
„Will endlich 'mal 'ne Suppe essen, die nicht verfalzen ist!“

Fragment aus Gottlieb Bliemchens Tagebuch.

Von Ferd. Franzel.



Am 20. Mai 18 ..

Heide war 'ch bei meinem Busenfreund Lehmann und holde mer eene Landgarde vor den Alben. Vefor ich nämlich meine heirliche Reife andrade, muß ich mich doch ärschdens orientieren

nun zweidens geniehend mit geografschen Genndnissen ausschadden. Lehmann meende, ich soll uff'n Gognag nich vergessen. 's wär seiner Ansicht nach de Haubdsache. So Godd will, dräd 'ch morchen meine Dur an. 's wird änn Haubdschafß gäben. Ich frei mich schonß druff.

Am 23. Mai.

Uff'n Gloggnerberch änn Uffschbieg machen, is nich so ohne. De Alben sein Se überhaupt änn bräch'de Gehend. Gestern hab' 'ch 'n erschden Gledscher gefäh'n. Die Sonne glibzerde druff unn fungelde, daß es änn rich'de Bassion war.

D'r Abschied war nich gerade inderressand. Ich hadde färschderlichen Dorshd un woldde Lehmanns berihmbden Gognag versuchen, gounde awer leider nich 'n Schdäbsel rausgriechen. Schdäbselzieher war weid und breid keener ze fäh'n — 's is eechendlich änn drauriche Gehend, de Alben, nich ämal ä Schdäbselzieher is druff ze finden. Awens blieb 'ch im Hodel „Bärglufd" sidzen. 's fing an ze drebblen. Schließlich rächnede 's noch. Nu muß 'ch änn Wachen nähmen. Nach ännner Schdunde war 'ch wieder fähre scheen. D'r Kutscher meente, 's wäre inderressander zu Fuße zu geh'n. „Ree," sachd 'ch, „ich wärde lieber loosen" unn schdich aus.

Im Dale gab's im Wirtshaus Keilerei. Mergwird'che Menschen!

Am 24. Mai.

Heide war ä bänkwickcher Dag for mich. Als 'ch im Hodelle frih erwachde, glingelde ich nach 'n Schdubenmädel unn war ganz erschdaund, als 'ch änn schdoggfremde Person eindräden sah.

„Nu härn Se mal," sachd 'ch, „wo is Se denn de gleene Blondine, die gesdern da uffreimde?"

„Ach, die is dorchgebräund!" „Dorchgebräund?" rief 'ch erschroggen, „war d'n ä Feier heide Nachd?"

„Ree, das nich — se is dorchgebräund — ford — fudsch —“ „Dorchgebräund — ford — fudsch —“ schdodderde ich, „unn ich hab' ihr als vorsichdcher Mänsch gesdern Awens meine Uhr zum Uffhären gegäben — ford — fudsch — so änn Gemeeneheed!"

Nach ännner Weile gam der Wärd. Ich sachd'n mei' Wch. „Die wärd nich weid fin," meende d'r Wärd, „in Lämbe-

bach drib'n wärd se sicher sidzen." Lämbebach is nämlich so ä Elberado for dorchgehende Wellnerinnen unn Schdubenmädel.

„Das muß ä fähr ä indressander Ord fin," gab ich zur Andword. „Is weid?"

„Aenne Schdunde."

In zwee Schdunden war 'ch in Lämbebach. Gleich in der ärschden Wardschaft dräff 'ch de Gesuchde.

„Ree, Freil'n," sachd 'ch, „das is awer nich scheene, daß Se mich so elleene lassen. Wo is denn meine Uhr?" Se gab mer de Uhr, und weil ich grade nich gewechfeld hadde, gab 'ch ihr nor fuffzich Fenniche Dringgeld. Se hadde im Grunde genomm' ooch nich mehr verdiend. In änn Restarang sah 'ch zwee Schandarmen sidzen. „Gald, da is änn sichere Kneibe," sachd 'ch unn ging rein. Ich hadde awer kaum Bladz genom, gam ooch schonß d'r eene Schandarme uff mich zu unn sagde: „Wo hamme Se d'e Uhr her?"

„Die is schonß immer meine gewäsen," gab 'ch zur Andword.

„Die Uhr is gesdern geschdohl'n wor'n," sachde der Gesätzverdräder wieder.

„Ganz richd'ch — mir geschdohl'n wor'n — —"

„Machen Se geene dumm Widze unn gomm Se mit — Se fein nämlich verhasded!"

„Ich schdand wie vom Blidze gedrossen." Dann awer folchde ich den Beeden unn ging zum Delegrafenambde, wo sich bet Drach de ganze Geschidde uffglärde.

Die Tierbändigerin.

Ich habe sie gestern gesehen,
Nun kommt sie mir nicht aus dem Sinn.
Ich meine im Zirkus die schöne,
Die reizende Tierbändigerin.

G. Brendel

Kasernenhoffblüte.

Unteroffizier: „Aber Schulze, die Nase hoch, Sie liegen ja wieder so vornüber, wie der selige Varus, als er sich in sein Schwert stürzte."

Er kennt sich aus.

Gläubiger: „Wann treff' ich den Herrn Baron denn wohl am besten?"

Johann: „Nachmittags."

Gläubiger: „Nachmittags? Also da ist er nicht zu Hause — schön, da komme ich vormittags!"

Bedenkliche Mitgift.

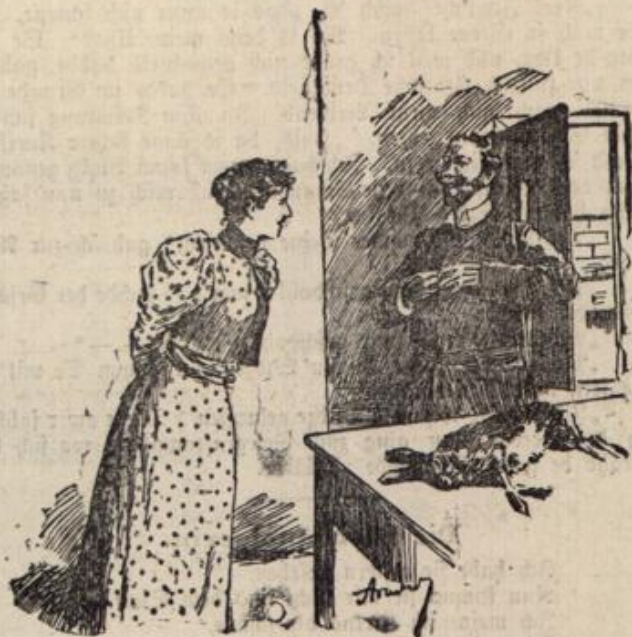


Bewerber: „Was geben Sie Ihrer Tochter mit?" — Witwe: „Nicht!"

Grob.

Alte Jungfer: „Ich fühle mich heute wie neugeboren.“
Herr: „Sie sehen aber gar nicht so aus.“

Ausrede.



Frau: „Den Hasen willst Du geschossen haben? Der ist ja schon ganz alt.“
Mann: „Na — 's giebt doch auch alte Hasen.“

Wahrscheinlich.

Junger Chemann: „Herr Doktor, mir schmeckt das Essen gar nicht mehr. Was mag mir wohl fehlen?“
Arzt: „Eine gute Köchin.“

Wink.

Er: „Halten Sie es für ein Unglück, wenn man sich an einem Freitag verheiratet?“
Sie: „Ach nein, wenn Sie den Tag für geeignet halten, ich bin nicht abergläubisch.“

Moshaft.



Wirt: „Ich habe meinem Nachbar eine Katze weggeschossen; ob ich dafür bestraft werden kann?“
Rechtsanwalt: „Na gewiß; das ist doch . . . Wildbieberei!“

Illusion.

Bankier (zu seiner Gattin, in der Ahnengalerie): „Rosa, wie reizend mühte mir gestanden haben so ä Panzer!“

Enfant terrible.



„Mama, lügt Papa?“
„Rein Kind, Dein Papa lügt nie.“
„Warum sagt er denn aber, Tante Marie kann gar nicht singen — und heut' singt sie doch.“

Beitgemäh.

Erster Freund: „Run, bist Du auch einem Verein beigetreten?“
Zweiter Freund: „Sawohl, dem Verein der Fußgänger.“

Scherzfrage.

Was haben Komiker und Barbierer gemeinsam?
Antwort: Beide schneiden die Haare.

Reizbild.



Wo ist der gestürzte Radfahrer?